

# „Stern der Neger“



**Katholische Missions-Zeitschrift**  
**der Söhne des heiligsten Herzens Jelu.**

Organ des Marien-Vereines für Afrika.

Der Heilige Vater Papst Pius X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlthätern den apostolischen Segen erteilt.

Mit Empfehlung vieler hochwürdigster Bischöfe.

Erscheint monatlich einmal und kostet jährlich mit Post 2 K. — 2 Mt. — 8 Franken

## Inhaltsverzeichnis:

Bericht des hochw. apostolischen Vikars Franz X. Geyer über die gegenwärtige Lage des apostolischen Vikariates Khartum. 121. — Die Saat ist reif. 124. — Unsere katholischen Brüder im Morgenlande. 128. — Wassermangel in der Wildnis. 131. — Begräbnisfeier der Heiden am Zambesi. 134. — Nadra, die kleine Bekennerin. 137. — Unterhaltenbes: Jamira. 140.

**Abbildungen:** Kamele bei der Tränke im blauen Nil. 127. — Eingeborene Neger klettern auf Kokospalmen. 139.

## Gebetserhörungen und -empfehlungen:

Eine wohlthätige Familie bittet um Einschluß ins Gebet in verschiedenen Anliegen des Leibes und der Seele und dankt gleichzeitig dem heiligsten Herzen Jesu und Maria für erlangte Erhörng in früheren Anliegen.

Verschiedene Wohlthäter empfehlen den Lesern des „Stern“ recht angelegentlich ihre im Felde weilen-

den Söhne und bitten auch in zahlreichen anderen Anliegen um das Gebet.

Dem Memento werden sodann empfohlen: Frau Magdalena dalla Torre, Pieve di Vivinalongo, Frau Anna Eichberger, Mehrnbach, Herr Josef Wiegand, Passau.

## Sabenverzeichnis.

**Opferstock:** Beuron, A. S. K 250; Bozen, C. R. 555; Braunau, F. W. 10; Brixen, F. T. 10; F. S. 100; F. G. 1; N. N. 120, M. R. 518-60, Ungen. 100; Brunek, H. S. 2; Buchenstein, M. d. T. 10; A. F. 6; D-Matrei, v. H. 50; Doren, M. L. 1; Eggental, A. P. 10; Flaas, Kur. F. T. 100; Fulda, Sr. R. 10-58; Giefingen, R. B. 100; Gleisdorf, K. G. 100; Graz, F. W. 1; Hall, C. R. 1; Hartkirchen, F. L. 1; Hoch-tretscham, F. M. 35; Junsbruck, F. M. 18; Jakob, Pfr. R. 5; Lambach P. B. G. 20; Langen-dorf, W. B. 1; Nals, A. v. D. 20; Passau, H. F. S. 10; Pedraces, M. J. 4; Rengersdorf, Pfr. R. 2; Robenek, N. N. 10; Rülzheim, F. H. 64-87; Saalfelden, F. R. 2; Sailauf, Erstkomm. 25; Sterzing, Ung. 42; Steyr, L. M. 8; Sölden, H. R. 10; St. Andrä, Pfr. W. 1; St. Marien, Pfr. 3; Tschars, Schulk. 5; Vahrn, F. u. M. P. 20; Vandans, C. S. 5; Wicht, F. P. 6; Wierschach, M. G. 4; Willanders, F. P. 20; Schulk. 21; Zams, R. L. 4.

**Zur Verfolgierung von hl. Messen sandten ein:** Ahrweiler, C. F. 51-07; Anras, Pfr. D. C. St.

14; Ansfelden, R. u. T. Nr. 100; Brixen, Gr. 10; Ven. Pfr. 100; Buchenstein, M. F. 2; Gufidaun, 50; Gaspoldshofen, M. L. 100; Hoch-tretscham, F. M. 070; Mepsau, F. S. 26; Kriegs-feld, F. W. 5; Milland, N. N. 160; Münstereifel, Sr. Confr. 78-20; Niederheinbach, W. 26; Rülz-heim, M. S. 31-85; Jat, H. 6-15; Rech, M. W. 375; Saalfelden, F. R. 2; Sailauf, Pfr. R. 13-42; Schörfling, M. H. 4; Siegburg, R. M. 11-75; Trens, A. 2; A. 100; Vinaders, Pfr. F. W. 8; Waalen, A. R. 1-52; Waizenkirchen, F. M. 6; Winklarn, L. G. 20.

**Für Bischof Geyer:** Augsburg, A. F. 125; Aumühl, F. R. 31; Brixen, M. R. 100; Engers, F. R. 29-48; Friedolting, F. P. 1; Junsbruck, T. R. 152; Vinz, M. S. 20; Milland, Pfr. W. 10; Mission. kath. 390; Münstereifel, C. C. 260; Neufra, Pfr. R. 231-25; Dppeln, A. W. 210; Wien, C. St. 5.

**Für das Werk des Erlösers:** 472-90; Erlös für Briefmarken 50. Briefmarken kamen aus: Algund, Brixen, Zinnenstadt, Zimichen, Lana, Lienz, Lusen, Meran, Sterzing, St. Peter, Trient, Tschars.

## Empfehlenswerte Bücher und Zeitschriften.

**Die deutsch-österreichische Zollvereinigung,** ein Kapitel, das unter den zahlreichen durch den Krieg aufgeworfenen und der Lösung harrenden Problemen eines der nächstliegenden und bedeutendsten ist, behandelt im neuesten Heft (Nr. 20) der „Allgemeinen Rundschau“, Wochenschrift für Politik und Kultur, Begründer Dr. Armin Kaufen, München (Preis vierteljährlich M. 2-60) der Reichstagsabgeordnete Dr. Eugen Jaeger in einem auf interessantes ge-

schichtliches und wirtschaftspolitisches Material gestützten Aufsatz, der in seinen Folgerungen zu sehr brauchbaren Resultaten führt, indem er auf Grund nüchternere Erwägungen das praktisch Erreichbare in den Vordergrund stellt und so einen wertvollen Beitrag zur Lösung der Frage liefert. Von der Gediegenheit des wieder sehr interessanten und aktuellen Heftes gibt auch ein Blick in den weiteren Inhalt Zeugnis. Man findet da: Italien. Von



# Stern der Neger.

Katholische Missionszeitschrift

der Söhne des heiligsten Herzens Jesu,  
(Organ des Marien-Vereins für Afrika)

Dient vornehmlich der Unterstützung und Ausbreitung der Missionstätigkeit der Söhne des heiligsten Herzens Jesu und sucht Verständnis und werktätige Liebe des Missionswerkes in Wort und Schrift zu fördern.

Das Arbeitsfeld dieser Missionäre ist der Sudan (Zentral-Afrika.)

Der „Stern der Neger“ erscheint monatlich und wird vom Missionshaus Milland bei Brixen (Südtirol) herausgegeben.

Abonnementspreis ganzjährig mit Postversendung 2 K — 2 Mk. — 3 Frc.

Der Heilige Vater Papst Plus X. hat der Redaktion, den Abonnenten und Wohlfürern den apostolischen Segen erteilt. Für die Wohltäter werden wöchentlich zwei heilige Messen gelesen. Mit Empfehlung der hochwürdigsten Oberhirten von Brixen, Brünn, Leitmeritz, Linz, Olmütz, Marburg, Trient, Triest und Wien.

Heft 6.

Juni 1915.

XVIII. Jahrg.

## Bericht des hochw. apostolischen Vikars, Bischof X. Seyer über die gegenwärtige Lage des apostolischen Vikariates Khartum.

Hochwürdiger P. Rektor!

Dit, ja sehr oft dachte ich an Euer Hochwürden und an unser Missionshaus in Brixen. Seit August bin ich ohne Lebenszeichen von Ihnen. Erst im letzten Monat erhielt ich von unserem H. H. P. General die ganz unerwartete und sehr erfreuliche Nachricht, daß Sie uns nicht vergessen, ja in Ihrer alten Rührigkeit ein Stückchen für uns gesammelt haben, und daß unser „Stern der Neger“ auch in dieser trüben Zeit zu leuchten fortfährt. Herzliches Vergelt's Gott Ihnen und allen Wohltätern für die Gaben, deren Ankunft wir mit Sehnsucht erwarten. Sie haben recht, wenn Sie über mein Schweigen klagen. Aber der große Krieg,

der manches in der Welt aus dem Geleise gebracht, hat auch meine Korrespondenz unterbrochen. Seit August habe ich keinen brieflichen Verkehr mit unseren Wohltätern, bin ohne die geringste Nachricht von der Heimat, Vater und Geschwistern. Niemand habe ich eine Zeile geschrieben, und von niemand eine solche erhalten. Hätte ich ahnen können, daß unser „Stern“ sein Erscheinen nicht eingestellt habe, so hätte ich Ihnen längst etwas für denselben geschrieben. Nun will ich es sogleich tun.

Am 19. April 1914 wurde die neue Kirche der Prokur der Apostolischen Präfectur Bahrel-Ghazal der Mutter vom Guten Kate, und am 29. November die neue Pfarrkirche zu

Omdurman dem hl. Josef geweiht. Letztere Kirche wurde vom Stationsobern aus Mitteln, welche Privatwohlthäter beigesteuert hatten, erbaut.

Das Vikariat verlor durch den Tod die hochwürdigen Patres W. Banholzer, Oberer in Lul, und J. Schumann in Dilling. Ersterer hinterließ wertvolle Manuskripte über die Schilluk Sprache, die Frucht jahrelanger linguistischer Studien, auf deren Grundlage eben verschiedene religiöse Bücher zum Gebrauch der Schilluk ausgearbeitet und gedruckt werden.

Bis zum August ging in den Heidenstationen Lul, Tonga und Dilling und sonst alles den gewöhnlichen Gang. Da kam ganz unerwartet der große Krieg.

Als ich 1883 als ganz junger Priester zum ersten Male Khartum betrat, lag Europa in Frieden, während im Süden und Westen des Sudan der Mahdiauffstand wütete. Nun rütelt seit neun Monaten ein blutiger Krieg am politischen Bestande Europas, während hier Ruhe herrscht. Dieses Glück ungestörten Friedens in einer Zeit fast allgemeiner Kriegswut verdankt das Land der Regierung. Auch unsere Mission hat allen Grund zur Dankbarkeit gegen dieselbe. Trotz des großen Krieges in Europa blieben wir bislang hier im Sudan ungestört und konnten uns mit jenen Einschränkungen, welche die allgemeine Lage von selbst mit sich bringt, unserem Berufe in allen Stationen widmen. All das ist an allererster Stelle ein Verdienst unseres Generalgouverneurs Sir Reginald Wingate, eines Mannes von ausgezeichneten Charaktereigenschaften, dessen ebenso wohlwollender als rechtlicher Sinn Land und Mission zum größten Danke verpflichtet.

Aber trotz alledem wird von diesem Kriege an mein Jahresbericht nun zu einem Hilferuf. Dieser Krieg hat nämlich mit einem Schlage alle unsere Hilfsmittel aus Europa abgeschnitten und selbst unsere Anweisungen

aus den Einkommen der Missionsgüter in Aegypten unterbunden. Von August letzten Jahres ab kam fast nichts mehr aus Europa, und das Vikariat war ganz auf sich selbst angewiesen. Im Schilluklande hatte die Dürre von 1913 eine Hungersnot im Gefolge gehabt, die bis zur neuen Ernte im Sommer 1914 dauerte. Die Regierung verteilte Getreide unter die Armen; die Missionsstation war ständig von Hungernden umlagert und erschöpfte alle ihre Vorräte. Durch den Krieg sodann stockten Handel und Verkehr, so daß auch unsere Werkstätten brachgelegt wurden. Die Einnahmen der Missionsstationen gingen zurück und versiegten gänzlich, während die Preise der Lebensmittel, besonders der importierten, stiegen. Von den europäischen Hilfsquellen abgeschnitten und der geringen lokalen Einnahmen beraubt, stand die Mission auf einmal arm und verlassen da.

Die Folge war, daß augenblicklich alle Neubegonnenen oder projektierten Werke eingestellt oder verschoben werden mußten. So wurde der hiesige Kirchenbau sofort eingestellt und die in Aussicht genommene Gründung der neuen Schillukstation nördlich von Rodok wurde verschoben. Aber noch mehr, auf der ganzen Linie mußte die allergrößte Beschränkung der laufenden Ausgaben erfolgen.

Zuerst begannen Missionäre und Schwestern selbst sich einzuschränken, der Lebensunterhalt wurde in Quantität und Qualität herabgesetzt, um mit dem Ersparten die Werke weiterzuführen. Aber man sah bald ein, daß es unmöglich war, dieselben in ihrer bisherigen Ausdehnung weiterzuführen. Alle gänzlich passiven Werke mußten aufgegeben werden. Das Asyl in Omdurman mit 20 armen Mädchen wurde gleich anfangs geschlossen; die Kinder wurden teils heimgeschickt, teils guten Familien übergeben. Von den 32 armen Knaben im Asyl zu Khartum wurden über die Hälfte entlassen, und

die übrigen noch eine Zeitlang weitergerüstet. Die Knabenschulen in Khartum und Omdurman wurden auf das Mindestmaß eingeschränkt, die Lehrer teils entlassen, teils auf ein Drittel des Lohnes verkürzt.

In den Heidenstationen Sul und Tonga wurden die meisten Eingeborenen aus der Mission nach Hause geschickt. Das war eine harte Probe. Man konnte fürchten, daß diese Neuchristen und Katechumenen, die seit Jahren gewöhnt waren, von der Mission Hilfe und Unterstützung zu erhalten, die Anhänglichkeit an die Mission, die nun hilflos war und ihnen keine materiellen Vorteile mehr bieten konnte, einbüßen würden. Aber gottlob, sie bestanden die Prüfung glänzend. Ohne die geringste Hoffnung auf zeitlichen Nutzen fuhren sie fort, eifrig ihre religiösen Pflichten zu erfüllen, kamen fleißig zur Mission und darboten unerschrocken mit derselben.

Immer weitere Beschränkungen mußten eintreten. Um die Heidenstationen, wo die größten Erfolge erzielt werden, noch halten zu können, wurden in den Stationen im mohammedanischen Gebiet alle Ausgaben auf das mindeste reduziert. Wo es nur immer etwas zu ersparen gab, da geschah es. Wir machten selbst von unserer Vollmacht Gebrauch, die hl. Messe mit nur einer Kerze zu feiern. Da aber kein Geld aus Europa kam, so mußten die laufenden Schulden vermehrt werden, und wir verkauften einen Großteil der Baumaterialien für den Kirchenbau dahier. Und da muß ich Ihnen, lieber P. Rektor, sagen, daß ich stolz bin auf meine und Ihre Missionäre. Die Not offenbart den Freund. Diese unsere Not zeigt den wahren Wert unserer Missionäre. Zu den größten Entbehrungen verurteilt, murt keiner; alle sind zuversichtlich und glaubensfreudig und nur von dem Gedanken beseelt, die Mission zu retten.

So stehen wir nun arm und hilflos da.

Ein Gut lernt man am besten schätzen, wenn man es verloren hat. Jetzt, da wir ihrer seit neun Monaten entbehren, wissen wir am besten die Hilfe unserer europäischen Wohltäter zu bewerten. Ohne unsere Freunde und Wohltäter sind wir wahre Waisenkinder. Hochwürdiger P. Rektor! Gern möchte ich jedem einzelnen meiner Freunde und Wohltäter schreiben, und es sind deren viele, aber ich kann es nicht; meine Briefe würden gar nicht an ihre Adressen gelangen können. Ich bitte also Sie recht herzlich, machen Sie sich zu unserem Sprachrohr und Anwalt! Wohl ist es eine schreckliche Zeit für Europa. Der Krieg hat hundert Bedürfnisse und tausend Nöten geschaffen, die alle befriedigt werden müssen. Aber bitte, sammeln Sie für unsere und für Ihre Mission die Brosamen, welche nach Befriedigung der heimischen Kriegsnoten noch abfallen mögen; legen Sie alle die kleinen Gaben zusammen und schicken Sie uns Hilfe! Kein schwereres Leid gibt es für das Herz eines Missionsbischofs, als seine hoffnungsvolle Mission verkümmern, die Werke zusammenschrumpfen, die Waisen und Armen herumirren und die Missionsstationen eingehen zu sehen! Bitte herzlich, helfen Sie uns retten, was noch zu retten ist in unserem Vikariat! Rasche Hilfe tut not; je eher, desto besser!

Indessen bleibe ich mit allen meinen Missionären in Gebet und Liebe mit Ihnen vereint. Wir erheben Herz und Hand zum Himmel und flehen: „O Gott der Heerscharen, gib du der Welt den Frieden, den sie selbst sich nicht geben kann! O Gott, du Friedensfürst, laß uns deine Welt wieder in Frieden schauen!“

Mit dem Wunsche baldigsten und dauernden Weltfriedens und in herzlicher Liebe und Verehrung bleibe ich

Euer Hochwürden treu ergebenster

F. K. Geyer

Apost. Vikar von Khartum.

## Die Saat ist reif!

Wir bringen im Nachstehenden den teilweisen Abdruck eines Briefes des Stationsoberen von St. Josef in Gulu im Bahr-el-Ghazal-Gebiete an unseren hochwürdigsten Vater General, worin wir in recht schöner Weise über die ersten Anfänge christlichen Lebens unter einem heidnischen Volke belehrt werden.

Gulu, am 18. Dezember 1914.

Hochwürdigster P. General!

... Wenn Sie uns fragen, was wir in diesen Gegenden treiben, so wage ich ruhig zu behaupten, daß wir dem baldigen Triumph der Sache Christi entgegengehen. Durch die vor kurzem getauften 45 Neger ist unsere bescheidene Kapelle zu klein geworden, und so verlängerten wir sie um  $3\frac{1}{2}$  Meter. Gegenwärtig empfangen wiederum 52 Katechumenen Unterricht in unserer heiligen Religion, und so Gott will, werden auch sie nach einiger Zeit durch das Wasser der Wiedergeburt zu Kindern Gottes umgewandelt werden. Wenn nun Hochwürden die Anzahl der Tausen aus den früheren Statistiken und den stets fortschreitenden gegenwärtigen Zuwachs zusammenfassen, so werden Sie leicht einsehen, daß unsere Kapelle unmöglich alle Christen aufnehmen kann. Wir tragen uns gewiß nicht mit dem Gedanken, eine großartige Kirche zu erbauen, aber das zu errichtende Gotteshaus muß doch immerhin eine solche Ausdehnung besitzen, daß es unseren Neubekehrten einen genügend großen Raum bietet, in dem sie Sonntags der heiligen Messe wie auch dem Anhören des Wortes Gottes beiwohnen können.

Hochwürdigster P. General wissen, daß sich hier heroben, kaum 500 Meter von

unserer Niederlassung entfernt, vermögende protestantische Emissäre niedergelassen haben, Wohnhäuser, Schulen und ein Gotteshaus errichteten und all diese Baulichkeiten mit einem gewissen Aufwand und Prunk versahen, so daß sie unwillkürlich die Aufmerksamkeit der Schwarzen auf sich ziehen mußten. Trotzdem aber bilden wir den pusillus grex, jene kleine Herde, welcher der himmlische Vater das Reich geben will; denn die armen Neger zeigen sich uns viel mehr gewogen als den Protestanten und von allen Seiten erhalten wir Zugang. In der kurzen Zeit eines Monats haben sich 11 Dorfschaften gemeldet, welche sich Katechisten erbaten, und bereits haben uns weitere acht inständig ersucht, auch ihnen solche zu senden. Gerade vor einer Stunde waren drei einflußreiche Persönlichkeiten eines reichbevölkerten Dorfes hier, welche einen Instruktor und einige Bücher verlangten, damit sie lesen lernen könnten, um so auch das Wort Gottes zu verstehen imstande zu sein.

Der Versuch, den Anfangsunterricht in den Wahrheiten unserer heiligen Religion den Negern durch Katechisten in ihrer eigenen Gemeinde erteilen zu lassen, hat wie in anderen Missionen auch bei uns zu den erfreulichsten Resultaten geführt. Der einzelne Missionär ist ganz und gar außerstande, die von Monat zu Monat stets wachsende Zahl der Katechumenen, die in nahezu 50 Dörfern zerstreut wohnen, zu unterweisen. Gelingt es uns doch kaum, innerhalb dreier Monate alle Ortschaften abzustreifen, um unsere entfernten Katechumenen zu prüfen, zu ermuntern und zu unterrichten. Man läßt deshalb einen Katechisten zurück, der diese guten Kinder der Wildnis in die wichtigsten Grundwahrheiten unserer heiligen Religion ein-

führt. Infolge seines Ansehens, sowie seines erbaulichen Lebenswandels zieht er die Gutgesinnten unter den Negern allmählich an und versammelt sie alsdann täglich zweimal um sich, am Morgen und am Abend, um gemeinsam mit ihnen die Gebete zu verrichten und um sie in die Katechismus-Wahrheiten einzuführen. Es gewährt wirklich einen rührenden Anblick, besonders die kleineren Neger um ihren Katechisten geschart auf dem Boden knien zu sehen, wie sie schön ihre Hände falten und andachtsvoll zu jenem Gott ihre kindlichen Gebete empor schicken, den sie eben erst kennen lernen.

Die religiöse Erziehung unserer Katechumenen ist eine Arbeit, die sehr große Geduld und viel Zeit beansprucht, und das besonders deswegen, weil alle Altersklassen dabei vertreten sind, klein und groß, alt und jung. Oft wohnte ich diesem Anfangsunterrichte unserer Katechisten bei und jedesmal fühlte ich mich ganz ergriffen, wenn ich da sah, mit welcher Aufmerksamkeit und welchem Verlangen diese Neger den Erklärungen lauschen. Wie oft pries ich mich da glücklich, ein Missionär zu sein.

Der erste Unterricht, welcher die gewöhnlichen täglichen Gebete, sowie den Katechismus umfaßt, mit Ausnahme des Abschnittes von den Sakramenten, dauert für die Erwachsenen zwei Jahre und darüber, so daß dem Missionär und dem Katechisten hinreichend Zeit und Gelegenheit geboten ist, sich die einzelnen Katechumenen gründlich anzuschauen und auch deren häusliche Verhältnisse kennen zu lernen. Ist diese Zeit vorüber und haben Aufführung und Fortschritt der einzelnen entsprochen, so läßt man dieselben zum engeren Unterrichte zu, der unmittelbar auf den Empfang der heiligen Taufe vorbereitet und in der Missionsstation vom Priester selbst erteilt wird.

Diese Zeit, welche da die Neger in unserer Station verleben, bedeutet für alle mehr oder weniger eine harte Probe; müssen sich doch alle für 6 Monate von ihren Angehörigen trennen, sodann täglich fast 5 Stunden die Schule besuchen, und ist die Schulzeit vorbei, schließlich auch körperliche Arbeit auf Feld und Wiese verrichten, um dadurch die Mission zu entschädigen für den Lebensunterhalt, den sie in dieser Zeit von ihr erhalten. Auch häusliche Arbeiten obliegen ihnen vielfach, wie die Zubereitung der Speisen, Holzherrichten usw. Hochwürden können sich vorstellen, welche Festigkeit es unsererseits jedesmal in den ersten Tagen braucht, um diese wenn auch gutgesinnten, aber vielfach ganz und gar nicht an Arbeit gewöhnten Leute zu einer regelmäßigen Beschäftigung zu bewegen. Aber mit Geduld und Ausdauer erreicht man schließlich alles, und ich kann Sie versichern, nach einem Monat sind diese Leuten so zahm gemacht, daß man sie kaum wieder zu erkennen vermag. — Alle müssen dem gemeinsamen Morgen- und Abendgebete beiwohnen, für alle sind täglich 2 Stunden Schule angesetzt, wo sie lesen und schreiben lernen, und außerdem noch 2½ Stunden Katechismusunterricht, bei dem sich alle mit besonderem Eifer einfinden, letzteres allerdings schon auch deswegen, um nicht aus der Liste der Katechumenen gelöscht zu werden; denn ein zwölfmaliges Fehlen reicht hin, um die Probezeit um drei Monate zu verlängern.

Haben alle den dreimonatigen Unterricht auf der Station selbst genossen, so können sie fast durchwegs zum Empfang der heil. Taufe zugelassen werden. Eine solche feierliche Taufhandlung entschädigt sowohl den Missionär wie auch die Getauften selbst reichlich für die gehaltenen Mühen und Opfer: ein solcher Friede und ein solches Glück leuchtet da heraus aus dem Be-

nehmen, dem Gesichte und den Reden der Neugetauften, die an diesem ihrem Ehrentage in einem weißen Kleide erscheinen, umgeben von ihren Vätern, ihren Freunden und nicht selten auch von ihren Eltern! Wie fühlt man da eine ganz eigene Stimmung im Bewußtsein, sich von lauter unschuldigen Seelen umgeben zu wissen, in denen die Sonne der göttlichen Gnade in ungetrübttem Glanze erstrahlt.

Nach Empfang der heiligen Taufe müssen alle noch weitere drei Monate auf der Station zubringen, um in das christliche Leben mehr eingeführt zu werden. Sie werden nun zu allen kirchlichen Feierlichkeiten zugelassen; mit Eifer empfangen sie die heiligen Sakramente, fast alle nähern sich täglich dem Tische des Herrn und besuchen namentlich auch oft Jesus im Tabernakel; täglich beten sie den heiligen Rosenkranz, hören am Morgen eine Predigt an und müssen dann irgendeinen Teil des Katechismus erklären, welchen sie wie auch die wichtigsten Erzählungen der Heiligen Schrift gut loshaben müssen. Sind auch diese drei Monate vorüber, so findet eine feierliche Generalkommunion statt, worauf sämtliche Neuchristen in ihre Heimat entlassen werden. Bisher haben sich noch alle recht gut im Kreise ihrer Stammesgenossen aufgeführt. Häufig kommen sie an größeren Festen in die Mission, ungeachtet sie oft acht bis zehn Stunden Weges zurücklegen müssen.

Wenn dann der Missionär in eines dieser Dörfer kommt, so versammelt er die Christen desselben, spendet ihnen die heiligen Sakramente, unterrichtet und belehrt sie und trägt dem Katechisten auf, jeden Sonntag seinen ihm anvertrauten Schäflein ihre Christenpflichten ans Herz zu legen und mit ihnen gemeinsam in dem Gebetslokale zu beten.

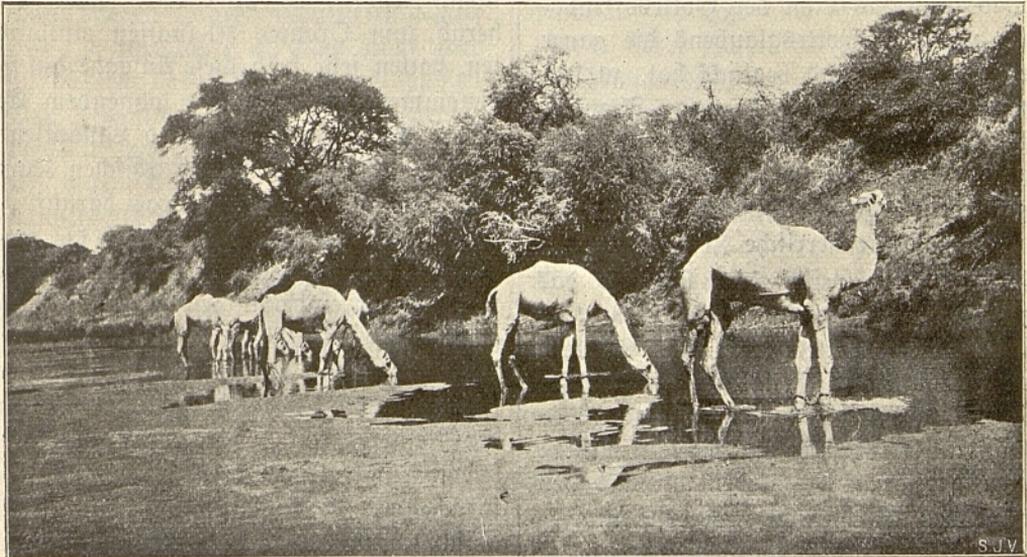
Dieses Missionierungsverfahren hat

hier, wie schon oben erwähnt, die schönsten Früchte gezeitigt; nur schade, daß man es nicht überall benutzen kann, da uns die nötigen Mittel fehlen, um eine entsprechende Anzahl von Katechisten zu erhalten. Und doch sind gerade diese schwarzen Katechisten ein so wichtiges und vorteilhaftes Erfordernis zur Bekehrung unserer Neger, so zwar, daß ich behaupten kann: Jenes Dorf, in dem sich ein Katechist befindet, ist dem Christentum schon so gut wie gewonnen. — Hochwürdigster P. General, könnten Sie uns doch einige Wohltäter gewinnen, die für den Unterhalt eines solchen Katechisten aufkommen würden — 100 Kronen für das Jahr wären genügend; wie dankbar wären wir Ihnen! —

Unsere Katechisten verdienen wirklich unsere volle und ganze Bewunderung. Sie ziehen in das ihnen anvertraute Dorf, wobei sie weiter nichts bei sich haben als eine Decke, in der ihre ganze Habe eingewickelt ist, während sie den Rosenkranz und ein kleines Kreuzifix um den Hals tragen. Rafael z. B. wurde vor zwei Jahren als Katechist heimlich in ein großes Dorf gesandt, dessen Häuptling ein Protestant war. Unser Katechist wußte sich, ohne auch nur eine Hütte zu besitzen, wo er des Nachts hätte ruhen können, nach einhalb Jahren bereits eine solche Zahl von Anhängern und Freunden zu erwerben, daß der protestantische Katechist des Ortes sich beklagte, weil er ihm das ganze Volk abwendig mache. Gegentwärtig wird er von drei Hilfskatechisten unterstützt und zählt bereits 500 Katechumenen zu seinen Schülern; der protestantische Häuptling betrachtet ihn als seinen Freund und allgemein gilt er als die einflußreichste Person der Umgebung. — Einem anderen Katechisten, Anselm mit Namen, sagte ich eines Tages: „Schau, ich sende dich jetzt in ein recht schwieriges Dorf; denn der

Hauptling desselben ist ein fanatischer Protestant. Sei daher unverdrossenen Mutes und zeige im Reden große Vorsicht.“ Als ich geendet hatte, da sprach er: „Pater, weißt, die Protestanten haben die Hauptlinge und die Reichtümer, wir aber haben auf unserer Seite die Gnade des allmächtigen Gottes.“ Heute zählt Anselm bereits mehr denn hundert Neger zu seinen Katechumenen, die er täglich unter-

im Weinberge des Herrn zu arbeiten. Solange die Missionäre ausharren, werden auch wir nicht weichen.“ Viele erklärten sich bereit, auch ohne Lohn zu bleiben, und die übrigen begnügten sich mit zwei Kronen für den Monat, um sich etwas zum Essen kaufen zu können. Welch hochherzige Gesinnung und welcher Geist der Abtötung in diesen Neuchristen! Ich trage kein Bedenken, zu glauben, daß Gott der



Kamele bei der Tränke im blauen Nil.

richtet, und ihre Zahl vermehrt sich von Tag zu Tag.

Kürzlich setzte ich unseren Katechisten den Ernst der gegenwärtigen Lage, in der sich unsere Mission infolge des Krieges befindet, auseinander und bereitete sie etwas vor auf eventuelle, schwere Schicksalsschläge. Da entgegneten mir alle wie aus einem Munde: „Wir sind nicht gekommen, um Geld zu verdienen, sondern um

Herr unserer Mission seinen besonderen Segen verleihen werde, da dieselbe solch einen großen Geist der Selbstverleugnung und des Opfers in ihren Gliedern an den Tag legt.

Ich schließe, hochwürdigster P. General, mit der Bitte, unser aller im Gebete zu gedenken, besonders aber Ihres demütigen Dieners in Christo

P. Ant. Signato F. S. C.

## Unsere katholischen Brüder im Morgenlande.

(Fortsetzung.)

### 2. Griechischer Ritus der Patriarchalkirche von Antiochien.

Vom altherwürdigen Nil und den mahnenenden Pyramiden wenden wir unseren Blick hinüber nach Asien, wo die Wiege des Menschengeschlechtes und zugleich jene des Erlösers gestanden, jenem Lande zu, von wo aus das Licht der Gottesoffenbarung und des Gottesglaubens die ganze Welt überflutet und beglückt hat, zu den Gestaden des Jordans und Orontes. Auch diese Ströme fließen, wie ihr afrikanischer Bruder, träumerisch und matt durch abgestorbene Gefilde dahin und erinnern an längstvergangene herrliche Zeiten.

Vor unserem Geiste zeigt sich also das eigentliche Morgenland. Wie sich da, in diesem Gottesgarten, das Samenkorn der göttlichen Heilslehre entwickelte und was und wie viel von der aufgegangenen Frucht als reiner Weizen bis auf unsere Zeiten geblieben ist, werden wir aus den kommenden Abschnitten kurz ersehen.

Im Anfange der christlichen Zeitrechnung hatte der Orient einschneidende Veränderungen über sich ergehen lassen müssen. Die alten Reiche waren entweder verschwunden oder fristeten ein Dasein nur dem Namen nach. Schon längst durchkreuzten die römischen Legionen das Morgenland nach allen Richtungen. Da konnte es nicht ausbleiben, daß das Zepter auch der Hand Judas entfallen mußte, um von einem Fremden unter Zustimmung der Römer aufgehoben zu werden. Dieser Zeitpunkt war ja auch schon längst von den heiligen Büchern vorausgesagt worden, und es ward der endgültige Verlust der jüdischen Selbständigkeit durch den Regierungsantritt H e r o =

des' (37 v. Chr. bis 4 n. Chr.) schließlich auch herbeigeführt und besiegelt.

Hatte Rom den Orient für seine Macht erobert, so hatte ihn Hellas (Griechenland) schon früher seiner Kultur, seinem Götterkulte und seiner Sprache gewonnen. Die griechischen Kolonien, welche vom Schwarzen Meere bis herab zum Orontes Kleinasien einsäumten, hatten sehr früh diese Aufgabe auf sich genommen, und das mit lohnendem Erfolge. Römische Beamte und Landpfleger sonnten sich dort in der griechischen Kunst und Bildung, taten sich etwas darauf zugute, neben der lateinischen auch die griechische Sprache zu pflegen, welche ja sowieso schon der einheimischen großen Abbruch getan hatte. Selbst von den ersten Christen, welchen wir ein oder zwei Jahre nach des Heilands Tode begegnen, redete nur der kleinere Teil der palästiniischen und babylonischen Jüdenchristen als Muttersprache das U r a m ä i s c h e (Syro-Chaldäische), jene aber, welche außer Palästina lebten, sowie die bekehrten Heiden das G r i e c h i s c h e mit der eigentümlichen makedonischen Färbung. Demzufolge wurden sie auch H e l l e n i s t e n genannt, während erstere dagegen H e b r ä e r hießen.

Wie wir aus der Apostelgeschichte wissen, wandten sich die Jünger des Herrn bald von Jerusalem weg nordwärts, gingen zu den Heiden und predigten unter ihnen das Evangelium mit mehr Erfolg, als es unter den Juden geschehen. Schon ihrer weltumspannenden Aufgabe wegen suchten die Apostel volkreichere Ortschaften und größere Städte auf, um für das Evangelium möglichst zahlreiche Befehmer

gewinnen zu können. So kam, und zwar vor allen anderen Aposteln der hl. Petrus, auf welchen es das Synedrium zu Jerusalem und die Synagogen in ganz Judäa besonders abgesehen hatten und der sich daher durch zeitweilige Entfernung der Verfolgung der Juden entzog, um das Jahr 35 n. Chr. nach Antiochien. Er legte da den Grund zu einer Juden-Christengemeinde und errichtete seinen ersten bischöflichen Sitz, welchen er dann sieben Jahre hindurch innehatte, bis er ihn im Jahre 42 nach Rom übertrug. Durch das Verweilen des Apostelfürsten gewann Antiochien eine gewisse Bedeutung und der dortige bischöfliche Stuhl einen Vorrang, der sich bald im kirchlichen Leben äußern sollte. Denn als mit dem Anfange des fünften Jahrhunderts die Bischöfe der großen Metropolen (Hauptstädte) Patriarchen genannt zu werden pflegten, erhielt auf der 4. allgemeinen Kirchenversammlung auch der Bischof von Antiochien diesen Titel mit der geistigen Gerichtsbarkeit über den ganzen Orient.

Gleich anfangs bekehrten sich dort viele Heiden, und zwar in so großer Anzahl, daß sie bald die Hebräer (Judenchristen) an Zahl und nicht zuletzt auch an Eifer übertrafen. Auch wirkten dort der heil. Paulus und der heil. Barnabas zusammen ein ganzes Jahr mit bestem Erfolge. Der gute Geist unter den antiochenischen Gläubigen bekundete sich in der großherzigen Spende, welche sie ihren Mitbrüdern in Jerusalem zukommen ließen, als diese arg unter einer Hungersnot litten. Die Bekehrten, bisher als „Gläubige, Jünger, Brüder, Heilige und Nazarener“ bekannt, erhielten zum erstenmal hier und von der Zeit an den Namen Christen.

Antiochien, am Flusse Orontes, sechs Stunden vom Mittelländischen Meer

und etwa 70 Meilen nördlich von Jerusalem in einer fruchtbaren Ebene gelegen, wurde von Seleukus Nikator erbaut und zur Residenz der syrischen Könige gemacht, um 300 v. Chr. Sein Sohn Antiochus I. tat viel für ihre Erweiterung und Verschönerung; daher wurde sie auch nach ihm benannt. Wegen fortschreitender Zunahme der Bevölkerung legten die Antiochener daneben eine zweite Stadt an, die nach kurzem auch nicht mehr genügte. Es kam eine dritte dazu und 170 v. Chr. baute Antiochus Epiphanes schließlich noch eine vierte an. Jede dieser vier Städte war mit einer besonderen und alle zusammen wieder mit einer gemeinsamen Mauer umgeben, weshalb sie auch Tetrapolis, die Vierstadt, genannt wurde. Zur Zeit der Römerherrschaft war sie der Sitz der Prokonsuln von Syrien. Nächste Rom, Alexandrien und Seleuzia galt sie als die schönste Stadt der Welt und zählte etwa 700.000 Einwohner. Viele vornehme Römer und selbst einige Kaiser wählten sie zum zeitweiligen Aufenthalt. Antiochien war so auch ein Mittelpunkt römisch-griechischer Kultur im Morgenlande geworden, wie nicht leicht eine andere Stadt. Das milde Klima, die reizende Umgebung, die Nähe des Meeres, und der Zugang in die Hinterländer von Syrien, das alles trug dazu bei. Gymnasien, Rennbahnen, Götterhaine, Senatoren-, Patrizier- und Privatpaläste zeugten von ihrem Reichtum, von der römischen Macht und strahlten ihren Glanz über den weiten Orient aus. Wissenschaft und Aberglaube, heidnische Tugend und Laster umgaben ihre Mauern. Sehr berüchtigt war in jener Zeit der in der Nähe befindliche, dem Apollo und der Diana geweihte Hain Daphne.

Die Hauptkirche von Asien ist also frühzeitig jene von Antiochien in Syrien

geworden. Als erste Leuchte auf dem bischöflichen Stuhl tritt uns der hl. Ignatius entgegen, ein Schüler des heiligen Apostels Johannes und als Nachfolger des hl. Petrus und Epodius für die dortige Christengemeinde aufgestellt. Er war eine rechte Johannesnatur mit der ausgeprägtesten Liebe zu Christus. Bei ihm finden wir zuerst den Ausdruck „Ekklesia catholike“, das ist katholische Kirche. Sein Amt bekleidete er mit apostolischer Kraft während der Regierung des heidnischen römischen Kaisers Domitian. Unter dem Kaiser Trajan traf ihn das glückliche Los, „als Weizenkorn Gottes unter den Zähnen der wilden Tiere gemahlen und als reines Brot Christi befunden zu werden“. „Schön ist es,“ so schrieb er an die römische Gemeinde, „für diese Welt unter, zu Gott über- und in ihm aufzugehen. Seid eingedenk in euren Gebeten der Kirche Syriens, welche statt meiner nun Gott zum Hirten hat. Jesus Christus allein möge ihr Bischof sein und eure Liebe.“ In dem römischen Bischof sieht er den Vorrang des hl. Petrus fortgepflanzt, und darum nennt er die römische Kirche die Vorsteherin des christlichen Liebesbundes. Der Kaiser Trajan sprach ihm das Todesurteil: „Wir befehlen, daß Ignatius, der vorgibt, den Gekreuzigten in sich zu tragen, gebunden von Soldaten nach Rom abgeführt werde, um als Beute wilder Tiere zur Belustigung des Volkes zu dienen.“ Der heilige Märtyrer vernahm dieses Urteil freudig ausrufend: „Herr, ich danke dir, daß du gnädiglich gestattest, mich mit vollkommener Liebe zu dir zu beehren, da du mich gleich deinem Apostel Paulus in eiserne Banden schlagen lässtest.“ Ignatius wurde ungefähr ums Jahr 106 eine Speise gieriger Löwen im römischen Amphitheater.

Die Gebeine wurden als kostbare Reliquien nach Antiochien zurückgebracht.

Unter den Inhabern des bischöflichen Stuhles wechselten während der folgenden Zeitabschnitte Licht und Schatten. Irrlehren, für welche der Orient gleich anfangs eine besorgniserregende Empfänglichkeit zeigte, begannen schon einzelne Kirchensprengel zu verheeren. Die griechische Streitsucht mit der morgenländischen Haarspalterei, der Hellenenstolz mit slavischem Starrsinn gepaart, warfen schon zu jener Zeit ganz bedenkliche Schatten voraus. Wie oft wechselten in Antiochien gut katholische Bischöfe mit halb oder ganz häretischen ab! Wie oft mußte das Volk wichtige Glaubenssätze umlernen! Zuerst wurde z. B. ein katholischer Bischof vom ganzen Volke aus seinem Sitze vertrieben, dann nach einigen Jahren von ebendemselben Volke herbeigerufen und umjubelt. Antiochien selbst hatte eine Glaubens- und Sittenleuchte für sich und das ganze Morgenland in seiner Katecheten- und Erregenschule, welche an praktischer Bedeutung sogar jene von Alexandrien übertraf! Und trotzdem dieses wiederholte Annehmen und Verwerfen des Irrtums, dieses Schwanken der Gesinnung!

Unser Antiochien sollte aber vor dem Verbleichen seines früheren Glanzes in seinen Mauern noch ein helles Gestirn aufgehen und leuchten sehen; ich meine seinen großen Sohn, den hl. Johannes Chrysostomus. Schon vor seiner Taufe genoß er einen ausgezeichneten Unterricht in den christlichen Heilswahrheiten. Später zog er sich, als mehrere Gemeinden ihre Blicke auf ihn und auf seinen Freund Basilus richteten und sie als Bischöfe wollten, zu den Mönchen bei Antiochien in die Einsamkeit zurück. Wegen geschwächter Gesundheit mußte er nach

Antiochien zurückkehren, wo ihn Bischof Flavian zum Priester weihte (386) und ihm auch das Predigtamt in der bischöflichen Kirche übertrug; er hätte keinen Besseren finden können. Er trat nicht nur für das Volk ein in seinen berühmten Homilien von den Bildsäulen, als sich die Antiochener (387) unter Kaiser Theodosius einen Aufstand erlaubten, sondern er fand auch den Mut, ebendieselben leichtfertigen Volke die Wahrheit zu sagen wegen seines häretischen und sektiererischen Treibens, wegen seiner heidnischen Sitten und seines Aberglaubens, besonders aber wegen seiner Schaulust und den unsittlichen Aufführungen in den Theatern.

Wider sein Erwarten und gegen seinen Wunsch ward er 397 zum Bischof von Konstantinopel ernannt. Es scheint, daß dieser Bischofsitz schon damals keinen guten und eifrigen Bischof mehr litt. Angefeindet vom feineren christlich-heidnischen Pöbel, von Synoden seines Amtes entsetzt — vom Apostolischen Stuhle aber fort-

während in Schutz genommen —, mußte endlich Chrysostomus in die Verbannung gehen und wurde zur äußersten Grenze des Reiches, an des Schwarzen Meeres östliches Ufer, abgeführt. Den Reisestrapazen erlag der fromme Dulder und starb am 14. September des Jahres 407 mit den Worten Hiobs: „Der Herr sei gepriesen für alles.“

Auf inständiges Bitten der trauernden Gemeinde ließ Theodosius II. die Leiche des Heiligen nach Konstantinopel zurückführen. Bei strahlender Beleuchtung des Hellespontos und der Stadt wurden die irdischen Überreste im Triumphzuge in die Apostelkirche gebracht und dort beigelegt. Der Kaiser flehte, vor dem Sarge kniend, um Verzeihung für die dem treuen Hirten von seinen Eltern, besonders der Mutter, angetane Unbill und die zugefügten Leiden.

Der Orient hatte seinen Schutzensel verloren. Er fing an, abschüssige Wege zu wandeln.

(Fortsetzung folgt.)

## Wassermangel in der Wildnis.

Einem längeren Briefe eines Missionärs, worin uns derselbe verschiedene Erlebnisse schildert, entnehmen wir nachstehende Zeilen, die uns zeigen, mit welchen Fährlichkeiten eine Reise in Zentralafrika verbunden sein kann.

„... Neulich mußte ich mit einer Karawane eine unumgänglich notwendige Reise durch das Binnenland machen, und wir durchzogen zu diesem Zwecke eine menschenleere Wildnis oder, wie man hier sagt, ein Bori. Wir hatten einen langen Tagmarsch zurückgelegt, dazu war es noch über alle Maßen heiß gewesen, unsere Kräfte waren völlig aufgerieben und wir

verschmachteten fast vor Durst. Endlich, endlich stießen wir denn auf Wasser, und nachdem wir uns mühsam bis an die Quelle weitergeschleppt hatten, sanken wir kraftlos hin und krochen in den Schatten eines nahestehenden Baumes.

Zwei unserer Diener holen Wasser für uns herbei, das sie mit einem großen Krüge aus der tiefen Grube oder Pfütze schöpfen. Natürlich hat jeder nichts eiligeres zu tun, als das Gefäß mit der kostbarsten aller Himmelspenden an den Mund zu bringen und sich die lederne Zunge und den ausgetrockneten Gaumen damit anzufeuchten. Einer nach dem an-

deren versucht und kostet die Flüssigkeit, aber weiter bringt er es nicht. Ohne etwas zu sagen, sieht man einander an, niemand wußte zu sagen, ob das Wasser ist, und wenn ja, was damit geschehen war. Nie hatte ich so abscheuliches, so grundverdorbenes Zeug auf den Lippen gehabt. Auch die Nase bestätigte, daß dies kein gewöhnliches Wasser sein könne. Aber welcher Dunst dem Wasserkrug eigentlich entströmte, das vermochte keiner zu sagen; Wohlgerüche waren es gewiß nicht. Also untrinkbares Wasser! So bald wollten wir aber nicht verzagen, wir kochten das Wasser, machten Tee, starken Tee damit, kosteten das Gebräu, aber noch immer derselbe abscheulich häßliche Geschmack. Jetzt war für den Augenblick alle Ermattung vergessen, wir wollten selbst sehen, ob sich in der Grube kein besseres Wasser vorfinde, allein die Neger wollten uns davon zurückhalten, indem sie sagten, daß das Wasser dort kein für uns geeignetes Wasser sei, daß es höchstens gut genug für sie selbst sei (bekanntlich sind die Neger durchaus nicht wählerisch im Gebrauch ihrer Speisen und Getränke, und ich möchte glauben, daß ihre Geruchs- und Geschmackszorgane für verdorbenes Zeug sehr abgestumpft sind). Weshalb dieses Wasser so abscheulich ist, das können oder wollen die Herren Schwarzen uns nicht sagen, und aus diesem Grunde wollen wir hingehen, um uns selbst zu überzeugen. Kaum aber sind wir bei der Grube angelangt und haben einmal hineingesehen, so ist das Rätsel gelöst: es liegt eine Menschenleiche darin, bei der schon eine völlige Fäulnis eingetreten ist.

Nun kommt einer unserer Träger herbei und erzählt uns, daß bei einer früheren Reise einer seiner Angehörigen oder Bekannten in die Grube gestürzt und er-

trunken sei, — daß er also recht gut gewußt habe, weshalb das Wasser nun nicht so gut sei wie sonst, aber daß er sich vor seinen Mitträgern gefürchtet habe, uns dies von vornherein zu sagen, weil wir in diesem Falle gewiß schon sofort wieder aufgebrochen wären und den Leuten also ihre Rast vorenthalten hätten, deren sie so bedürftig gewesen seien. — —

In aller Morgenfrühe brachen wir am nächsten Tage auf und schickten einige Leute voraus mit dem Auftrage, uns fürs nächste Lager Wasser herbeizuschaffen, koste es, was es wolle. Wie beschwerlich uns, den vor Durst Verschmachtenden, dieser Tagesmarsch auch war, wir mußten weiter, um uns aus dieser schwierigen Lage zu befreien. Und wirklich, freudestrahlend nahmen wir, im Lager dieses Tages angelangt, von den vorausgesandten Spähern nach Wasser den gefüllten Krug in Empfang, den sie uns herbeibrachten. Das Wasser wurde von jedem der Reihe nach geprüft und trinkbar erklärt, obwohl die schlammige Farbe es nicht einladend machte.

Nachdem wir ein wenig unseren schrecklichen Durst gestillt hatten, ließen wir mit diesem Wasser einen Tee brauen, der zugleich unser Tischgetränk sein sollte.

Unser Mahl war eingenommen. Da kam einer unserer Leute, ein alter armer Schlucker, zu mir heran und bat mich um einen Schluck Wasser; es brauchte nicht mehr zu sein als eine Kürbisschale voll, die er in der Hand trug und die nicht mehr faßte als eine Untertasse. Er sah so erbärmlich und so erschöpft aus, daß ich seine Bitte nicht ablehnen konnte, um so mehr, weil der Krug noch halb voll war und wir doch nicht alles brauchen würden. Zudem versprach mir der arme Teufel, wenn am Abend die Sonne nicht mehr so heiß brenne, würde er uns anderes Wasser ho-

len. Er schlürfte seine Schale aus, erhielt noch eine zweite und dritte eingeschenkt und hätte mich vor lauter Dankbarkeit umarmen mögen. Indem er nochmals das gegebene Versprechen wiederholte, ging er schließlich weg. Als bald kamen nun auch die anderen Neger, einer nach dem anderen, zu mir herein, um einen Mundvoll Pumpenheimer aus unserem Krug zu holen; denn von ihrem Genossen hatten sie das richtige Mittel erfahren, wie sie mich am besten freigebig machen könnten. Ihrem Worte, uns am Abend einen neuen Wasservorrat zu schaffen, trauend, schenkte ich den Krug bis auf die Reige aus und war noch froh, daß ich so viele Leute beglückt hatte.

Es wurde Abend und ich bat unseren Küchenmeister, uns einen hübschen Tee zu brauen. Mit einer Thomasmiene guckte mich der Schlauberger an, indem er mich fragte: „Tee machen, jawohl, Bwana, recht gern, denn ich habe auch Durst, aber womit soll ich das tun?“ — „Ei, doch mit Wasser!“ war meine Antwort. — „Womit, Bwana?“ — „Mit Wasser, sage ich!“ — „Haben Bwana Wasser? Ich kein Wasser haben!“ — „Dort steht der Krug!“ — „Krug leer sein!“ Ein wenig aufgebracht sagte ich: „So hole denn Wasser, oder bist du gar zu faul dazu?“ — „Ich faul sein, Bwana, nein.“ — „Hole denn Wasser!“ — „Wasser alles sein, Bwana, Krug leer, Grube leer, alles leer!“

Ich traute meinen Ohren nicht recht, ich wollte und konnte dem Burschen nicht glauben. Ich ließ also den Führer der Karawane rufen und die Leute, die uns den Krug mit Wasser besorgt hatten. Zu unserem größten Bedauern beteuerten alle, daß in der Tat kein Wasser mehr zu haben sei und daß auch niemand mehr Wasser habe. Was im Kruge gewesen, sei alles, was man mit vieler Mühe aus einer Ver-

tiefung des Flußbettes zusammengesucht habe; denn man habe in dieser Senkung ein tiefes Loch graben müssen und dann löffelweise die daselbst hervorträufelnde Flüssigkeit vorsichtig geschöpft, um nicht zu viel Schlamm mitzunehmen, bis nichts mehr zum Vorschein kommen wollte. Und dieses trockene Flußbett sei zudem noch weit entfernt. . . . So saßen wir nun da und hatten nichts mehr. Die schlauen Neger hatten dies alles gewußt und uns durch ihre schmeichlerischen Lügen um unseren Schatz gebracht. Es blieb uns nichts übrig, als uns in unser Schicksal gelassen zu ergeben.

Bald nachher quälte uns der Durst wieder dermaßen, daß wir noch in derselben Nacht, sobald der Mond aufging, die Weiterreise antreten mußten. Auch unseren Leuten war aller Frohsinn und Wiß ausgegangen. Singen und lachen sie sonst beim Antritt des Marsches tüchtig darauf los, bis es heißer und heißer wird und sie die Last und die Hitze des Tages mehr empfinden, — diesmal begann der Auszug der Kinder Israels aus Agypten traurig und geräuschlos. Schlotterig bewegte sich die Reihe im Gänsemarsch langsam weiter, immer nur weiter; ein jeder mußte all seine Energie auf das Weitergehen verwenden, um nicht am Wege liegen zu bleiben. Auf diese Weise wurde es endlich 8 Uhr morgens, da fanden wir schließlich wieder Wasser. Diesmal gingen wir selbst keinen Schritt weiter, um einen geeigneten Platz zur Herstellung des Lagers ausfindig zu machen, wir sanken erschöpft zu Boden und kauerten uns um die rettende Wassergrube herum. Ganz allmählich erholten wir uns wieder ein wenig von unserer gänzlichen Erschöpfung, aber es dauerte lange, ehe wir uns zum Weitermarsche stark genug fühlten. . . .“

## Begräbnisfeier der Heiden am Zambesi.

Es wird für die Leser des „Stern der Neger“ gewiß nicht uninteressant sein, einmal im Geiste dem Begräbnisse eines Heidennegers am Zambesi in Afrika beizuwohnen.

Sobald der Heidennegers verschieden ist, versammeln sich alle seine Angehörigen, Verwandten, Freunde und Bekannten in der Hütte des Verstorbenen und rings um dieselbe, und nun beginnen die Vorbereitungen zur Beerdigung. Zuerst werden die Hände und die Füße des Verstorbenen mit Gewalt verrenkt. Hernach wird der Leichnam gewaschen, je nach Vermögen mit Glasperlen und anderen Sachen geschmückt und in einen Sarg von Schilf gelegt, der dann geöffnet in der Mitte der Hütte stehen bleibt, ein, zwei oder auch mehr Tage. Am Tage des Begräbnisses erscheinen die Träger, Hyänen genannt, die den Sarg in das Dickicht des Waldes oder sonst in ein schwer zugängliches Gehüsch tragen, wo das Grab bereitet ist. Dem Zuge voran geht eine Negerin, die dem Wege entlang Mehl streut, während eine andere eine gebratene Henne trägt, die auf den Grabhügel gelegt wird. Am Ende des Leichenzuges folgen mehrere mit großen Wassertöpfen versehene Negerinnen. Sobald der Leichnam ins Grab gelegt ist, wird die darauf geschüttete Erde mit Wasser vermengt und das Grab fest zugestampft, damit die nachts nach Beute suchenden Hyänen denselben nicht stehlen können, oder wenigstens nicht so leicht. War der Verstorbene ganz arm, so ist hiermit die Leichenfeier beendet und die Träger eilen vom Grabe sofort zum Wasser, um sich zu reinigen und durch Einreiben mit allerlei Kräutern wie durch andere abergläubische Gebräuche sich zu befähigen,

mit den übrigen wieder verkehren zu können.

Ist aber der Verstorbene etwas vermögend oder hat er reiche Angehörige, dann folgt dem Begräbnisse alsbald eine andere Zeremonie, „Bona“ genannt, die gleichsam eine zweite Leichenfeier bildet und die von den Schwarzen sehr hoch geschätzt und sehnsüchtig gewünscht wird. Kurze Zeit nach dem Begräbnisse versammeln sich abermals alle Verwandten, Freunde und Bekannten des Verstorbenen in der Hütte desselben, und zwar diesmal mit einem Geschenke, welches in Korn besteht. Aus diesem wird Kornbier bereitet, und sobald dasselbe fertig ist, ziehen alle zum Grabe, um da die üblichen Gebräuche zu vollziehen und den Geist des Verstorbenen nach Hause zu bringen. Zu diesem Zwecke füllt man einen Topf mit Bier, der in Begleitung aller Anwesenden zum Grabe des Verstorbenen getragen wird. Die Trägerin dieses Topfes ist immer die Schwester des Verstorbenen oder in Ermangelung derselben eine seiner nächsten Verwandten. Hierbei ist erforderlich, daß dieselbe noch unverheiratet sei oder, falls sie schon einen Mann hat, vom Tode des Verstorbenen bis zu dieser Feier in gänzlicher Enthaltensamkeit gelebt habe, was auch bei den übrigen Verwandten des Verstorbenen gebräuchlich ist. Ist der Zug mit dem Bier beim Grabe angelangt, so stellt die Trägerin den Topf auf den Grabhügel und macht in denselben ein kleines Loch, so daß der Inhalt desselben ganz ausfließen kann. Hierauf wird eine Ziege geschlachtet und von jedem Körperteil derselben ein kleines Stückchen Fleisch abgeschnitten, neben dem Grabe gekocht und von den Angehörigen verzehrt. Der Rest des Fleisches

gehört den Trägern, die bei dieser Zeremonie abermals zugegen sind.

Nach der Mahlzeit folgt allsogleich die Übertragung des Geistes des Verstorbenen. Es nähert sich ein Mann dem Grabe und erhascht mit Schnelligkeit ein Steinchen oder etwas Erde, das er fest in seine Hand schließt und das der Geist des Verstorbenen ist. Der Mann mit dem Geiste wird nun feierlich nach Hause getragen, und zwar auf dem Rücken einer Negerin, die ihn gleich einem Kinde ganz mit einem Tuche verhüllt. Ist der Weg weit, dann beteiligen sich hieran mehrere Negerinnen, die abwechselnd tragen. Der in das Tuch gehüllte und auf dem Rücken getragene Mann hat das Recht, stets mit Bier versehen zu sein und fleißig zu trinken, bis er bei der Hütte des Verstorbenen anlangt. Seine Trägerinnen sprechen ebenfalls fleißig dem kasserischen Biere zu, weshalb sie auch gern das Amt übernehmen. Ist der Zug zu Hause angelangt, dann wird der vermeintliche Geist auf eine Matte gelegt, die nahe bei der Hütte des Verstorbenen auf der Erde ausgebreitet liegt, und nun ebenfalls mit Bier reichlich bewirtet. Ein Topf nach dem andern wird über das Steinchen ausgegossen, während die afrikanischen Musikanten, die aus Trommelschlägern bestehen, mit Anwendung all ihrer Kräfte einen mörderischen Lärm schlagen. Da der Steingeist, oder besser gesagt: Geiststein, nicht imstande ist, all das ihm gespendete Bier einzusaugen, und das Getränk oft in kleinen Bächlein fließt, so benützen die armen und für Bier schwärmenden Neger diesen Umstand. Sie legen sich auf den Boden und schlürfen begierig das mit Erde vermengte Bier. Der Geist des Verstorbenen befindet sich auf diese Weise abermals vor seiner Hütte und verlangt nun, den übrigen Geistern der Familie beigejellt zu werden, die alle ver-

eint in einem Korbe, in einer eigenen Hütte aufbewahrt, verehrt und gepflegt werden. Jede größere, aus mehreren Negerhütten bestehende Familie hat nämlich eine eigene Hütte, wo in einem runden Korbe die Geister der aus der Familie Verstorbenen wohnen und gepflegt werden. In dieser Geisterhütte befindet sich außer dem Korbe, der eigentlichen Wohnung der Geister, nur noch eine Negerin, welcher die Pflege der Geister anvertraut ist und die zugleich mit den Geistern in enger Verbindung steht und dieselben in verschiedenen Anliegen befragt. Damit der vor der Hütte weilende Geist bald den übrigen Geistern der Familie beigezählt werde, verursacht derselbe sobald als möglich eine Krankheit in der Familie des Verstorbenen. Um von dieser Krankheit geheilt zu werden, lassen die Angehörigen des Kranken das Medizinweib, das zugleich auch Wahrsagerin ist, kommen, und es wird befragt, wie man die Krankheit entfernen könne. Das Weib fordert, daß der Geist des Verstorbenen eingefangen und in den Geisterkorb gelegt werde; dann werde der Kranke genesen. Zu diesem Zwecke kommen nun zwei Negerinnen vor die Hütte des Verstorbenen: die Wächterin des Geisterkorbes und die Tänzerin oder Geisterbeschwörerin. Die letztere beginnt ihren Tanz in wilden Sprüngen und hascht nach allen Seiten mit den Händen, um des Geistes habhaft zu werden. Auf einmal schließt sie krampfhaft ihre Hände und ruft frohlockend aus, daß der Geist gefangen und in ihrer Gewalt sei. Alle ziehen nun zur Hütte der Geister, die Tänzerin öffnet den Geisterkorb, und die Zahl seiner Inwohner wird um einen vermehrt. —

Wie lächerlich auch die ganze Feier erscheinen mag, so übt sie dennoch auf die Neger einen so großen Reiz aus,

daß sie sich hievon nur sehr schwer und nur notgedrungen trennen. Das religiöse Gefühl der Neger äußert sich hier nämlich ausschließlich in der Anrufung und Verehrung der Geister der Verstorbenen. Andere religiöse Gebräuche und Zeremonien gibt es hier nicht. Zu den Geistern der Verstorbenen nehmen die armen, verblendeten Neger ihre Zuflucht in Gefahren, in Not und Krankheiten; diese betrachten sie als die Urheber aller, sowohl freudiger als auch trauriger Ereignisse; sie sind eben deshalb bestrebt, sich dieselben durch Opfer von Bier und Mehl, das sie für dieselben auf die Erde schütten oder auf die Gräber legen, geneigt zu machen. Eine der Hauptfestlichkeiten bei den Negern, welche die Wohlhabenden, d. h. diejenigen, welche einige Hühner, Ziegen und Rassenkorn besitzen, alljährlich zu Ehren der Geister der Verstorbenen halten, ist der berühmte Arungu. Das Oberhaupt der Familie läßt vor allem recht viel Bier machen und ladet alle Mitglieder der Familie, Freunde und Bekannten der Verstorbenen zur Festlichkeit ein. Die Hauptrolle spielt die obengenannte Tänzerin, welche im Beisein aller Angehörigen ihre geheimnisvollen Tänze beginnt und mit den Geistern der Verstorbenen aus der Familie in Verbindung tritt. In ihren Tänzen, Gebärden und in ihrer Stimme ahmt sie bald den einen, bald den anderen der Verstorbenen nach, woraus die Zuschauer schließen, daß der Geist des Verstorbenen erschienen ist und durch die Tänzerin sich ihnen zeigt. Bei dieser Nachahmung oder Darstellung der einzelnen Verstorbenen beginnen die Anwesenden stets ein tolles Geschrei und Weinen, und das Oberhaupt der Familie sorgt dafür, daß alle stets mit Bier versehen seien. Sind die Verstorbenen einer Familie zahlreich, so dauert ein solcher Arungu oft zwei bis drei Tage. Es kommt

hiebei hauptsächlich auf die Geschicklichkeit der Tänzerin an, welche die einzelnen Verstorbenen den Zuschauern vorführt und die eben deshalb ziemlich gut deren Gebräuche und Gewohnheiten kennen muß. Sobald der Arungu zu Ende ist, kehren die Geister der Verstorbenen abermals in ihren Korb oder aber in irgendein wildes Tier zurück, und die Tänzerin erhält ihre Belohnung, welche in Bier, Korn u. dgl. besteht. Die Vornehmeren unter den Negern sind nämlich der Überzeugung, daß ihr Geist gleich bei ihrem Tode in ein mächtiges Tier, in einen Löwen, Tiger, ein Krokodil usw., ziehe. Andere wieder behaupten, ihr Geist vereinige sich alsbald nach der Beerdigung abermals mit dem Körper und werde mit diesem auferstehen. Etwa zwei Tagereisen von Boroma, weiter im Innern Afrikas, wohnt ein Zauberer, von dem man eine Pflanze der Auferstehung erhalten kann. Wer im Besitze dieser Pflanze ist, der muß seine Angehörigen ermahnen, daß sie bei und nach seinem Tode nicht weinen dürfen, da er sonst nicht auferstehen könnte. Ferner ermahnt er die Seinigen, das Grab nicht zu stampfen, wie das bei den übrigen gebräuchlich ist, sondern nur leicht mit Erde zu bedecken, damit der Verstorbene ungehindert aus dem Grabe steigen könne. Sobald er auferstanden ist, begibt er sich in eine fremde Gegend, da er von den Seinigen nie darf gesehen werden, schickt aber den Angehörigen zur Zeit einer Hungersnot Mehl oder Hirse, damit diese leben können.

Wie fabelhaft und lächerlich auch immer diese Annahme und Behauptung der armen Heideneger ist, so finden wir dennoch hierin Spuren des wahren Glaubens unserer einstigen Auferstehung, die auch dem Volke des Alten Bundes nicht unbekannt war und die unstreitig schon der

unglückliche Sohn Noes, Cham, als tröstendes Erbteil erhalten und seinen schwarzen Nachkommen hinterlassen hat.

Woher anders hätten die in der Wildnis Afrikas lebenden Heiden neger sonst diesen ihren Glauben?

## Hadra, die kleine Bekennerin.

(Fortsetzung.)

Es war im Spätsommer des Jahres 1873, als sie das Wagnis versuchte. Die westliche Sonne ruhte, dem Untergange nahe, auf den Felsenzacken des Dschebel Mekaidu. Vor dem Araberzelte saß die zahlreiche Sippe Ismaels beim Abendmahle. In der Nähe grasten friedlich einige Stuten, herrliche, schlanke Tiere von arabischer Vollblutrasse. Der Marabut aber erzählte von seiner Reise nach Mekka, der heiligen Prophetenstadt. Aufmerksam lauschten die Söhne und Töchter seinen Worten, und die Männer sahen sinnend den blauen Rauchwölkchen nach, die sie aus ihren langen türkischen Pfeifen bliesen. Hadra aber hatte sich unter einem Vorwand ins Zelt hineingeschlichen. Die Gelegenheit schien günstig. Rasch schlüpfte sie auf der entgegengesetzten Seite hinaus und eilte feldeinwärts, so schnell ihre Beine sie trugen. Auf daß sie nicht erspäht werde, suchte sie ein Gebüsch zu gewinnen, um im Schutze desselben ihre Flucht fortzusetzen. Der jüngere Bruder, ihr böser Dämon, merkte zuerst ihr längeres Verweilen und schöpfte Verdacht. „Wo ist Hadra?“ fragte er sich umschauend. „Ich wette, die kleine Gazelle ist entwischt.“ Mit diesen Worten griff er nach seiner Flinte und eilte auf eine nahe Anhöhe. Forschend ließ er von hier aus seinen Blick über die Ebene hinschweifen. Nirgends eine Spur. Eben wollte Muley nach dem Zelte zurückkehren, als er am Ende des Buschwerks Hadras schwächliche Gestalt hervortauchen und dann

in vollem Laufe in der Richtung nach Beniub verschwinden sah. Sofort feuerte er seine Flinte ab, und im nächsten Augenblick waren der Marabut, der ältere Bruder und drei Vettern an seiner Seite und setzten nun in wilder Jagd der kleinen Flüchtigen nach. Diese warf von Zeit zu Zeit ängstliche Blicke nach ihren Verfolgern zurück und sah mit Schrecken, daß der Zwischenraum, der sie trennte, immer kleiner und kleiner wurde. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes,“ rief sie in ihrem Schrecken zum Himmel empor. „Ich lief wie ein Häslein“, so erzählte sie hernach, „und sprang in großen Sätzen durch Busch und Dorn. Da ich barfuß war, stieß ich wiederholt an Steine und verletzete meine Füße derart, daß blutige Spuren meinen Weg bezeichneten. Aber als ich gebetet, war es mir, als ob eine übernatürliche Kraft mich trüge und dem drängenden Verfolger mich wie im Fluge entführte.“ Es ist bekannt, wie gewandt und ausdauernd der Araber im Laufe ist. Trotzdem waren die fünf jungen kräftigen Männer nicht imstande, die kleine Hadra einzuholen, und sahen sich von dem schwachen Mädchen im Wettlauf besiegt. Den jüngern Bruder hatte seine wilde Jugendhitz vor den anderen einen Vorsprung gewinnen lassen. Wütend über die nutzlose Jagd, hatte er seine Flinte ergriffen. Als Hadra eben wieder ihr Köpfchen umwandte, sah sie mit bleichem Schrecken, wie ihr Bruder die Mordwaffe gerade

an die Wange legte und nach ihr zielte. Aber ehe er noch losdrücken konnte, waren die andern ihm von hinten in die Arme gefallen und hatten dem Wütenden die Waffe entrispen. Ein so feiger Mord an einem wehrlosen Mädchen schien ihnen doch zu niederträchtig. Dieser Zwischenfall ließ Hadra einen bedeutenden Vorsprung gewinnen. Jetzt erreichte sie ein mit dichtem Gestrüpp und wilden Oliven bestandenes Wäldchen und war den Blicken ihrer Verfolger entschwunden. „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes,“ rief sie mit dankerfühltem Herzen ein übers andere Mal. Sie drang dann so tief als möglich in das Dickicht ein und hielt endlich an einer günstigen Stelle am Fuße der Hügelkette, welche sie noch von Beniub trennte.

Das arme Kind war so erschöpft, daß es lange bewegungslos auf dem Boden ausgestreckt liegen blieb, um wieder etwas zu Atem zu kommen. Inzwischen durchstreifte die saubere Bande die Gegend nach allen Seiten, bis die hereinbrechenden Schatten der Nacht sie an der weiteren Verfolgung hinderten. Auf ihrem Rückzug führte sie der Weg unweil von dem Strauche vorbei, hinter dessen dicht herabhängenden Zweigen die arme Hadra zitternd und mit heftig klopfendem Herzen sich verborgen hielt. Deutlich drangen durch die stille Nachtluft die zornigen Worte ihres jüngeren Bruders zu ihren Ohren: „Ha, die Glende, sterben muß sie, wenn ich sie finde!“

Lange, lange hielt sich Hadra mäuschenstill verborgen und wagte kaum zu atmen. Doch in ihrem Herzen empfahl sie sich inbrünstig dem Schutze des wahren Gottes. Der Hall der Fußtritte und Stimmen war längst in der Ferne verklungen. Tiefes, lautloses Schweigen herrschte ringsumher. Oben am Himmel flim-

merten die Sternlein und schauten zwischen den Baumkronen freundlich und ermutigend herab auf die kleine Hadra. Wie manches Kind hätte sich in der Dunkelheit gefürchtet! Das mutige Arabermädchen aber verließ jetzt rasch sein Versteck und begann den Aufstieg auf die Höhen. Glücklich langte sie oben an. Kalte Nachtluft wehte um ihre heißen Wangen, als sie mit raschem Fuße über die kleine Hochebene dem jenseitigen Abhange zueilte. Schon hatte sie die Mitte der sanft abfallenden Halde erreicht. Da, horch! was war das? Ein unheimliches, langgezogenes Bellen drang von oben herab durch die nächtliche Stille, immer näher, immer grausiger! Horch! war das nicht das Traben rasch hineinender Tiere? Waren diese leuchtenden, durch das Dunkel sich fortbewegenden Punkte nicht feurige, funkelnde Augen? Der kalte Angstschweiß trat auf die Stirne des flüchtenden Mädchens. Sie erkannte die neue, schreckliche Gefahr. Ein Rudel hungriger Schakale hatte die nahe Beute gewittert und jagte heulend ihr nach. Erst kürzlich war ein kleines Mädchen des Stammes den scharfen Zähnen dieser Wüstenhunde zum Opfer gefallen. Arme Hadra! fliehe, fliehe! Sie sind dir auf den Fersen; siehst du, wie ihre Augen glühen, hörst du ihr heiseres Schnauben? Zwei der Bestien waren bereits dicht hinter Hadra. Auf einmal fühlte sie den heißen, stinkenden Atem in ihrem Nacken, ein rauher Pelz streifte ihre Wangen; sie fühlte sich von Zähnen am Saume ihres wehenden Kleides gefaßt. Da — ein lauter, gellender Angstschrei: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes“ klang es laut und schrill in die Nacht hinaus. Im nächsten Augenblick fand das Mädchen sich allein, auf ihren Knien, noch zitternd und mit fieberhaft schlagendem Herzen. Wo waren die wilden,

gierigen Bestien? Spurlos verschwunden, bei dem Ruf des dreieinigen Gottes wie durch eine unsichtbare Macht in alle Winde zerstreut. Tief aufatmend erhob sich das erstaunte Mädchen und flog nun mit der Eile einer Gazelle ins Tal hernieder, aus

ferender Schummer ließ sie am folgenden Morgen neugestärkt erwachen, voll von innigem Danke, daß Gott so liebevoll über ihren Geschieden gewacht und sie in den sicheren Port des gastlichen Hauses zurückgeleitet hatte.



Eingeborene Neger klettern auf Kokospalmen.

welchem die Lichter von Beniub jetzt traulich ihr entgegenflimmerten. Es war 9 Uhr abends, als das arme, gehezte, heldenmütige Mädchen sich an das Herz ihrer freudig erstaunten, geliebten Gebieterin stürzte, um im nächsten Augenblick ohnmächtig in deren Armen hinzusinken. Bald aber erholte sie sich wieder, und ein erquik-

Friedlich und ungestört floß das nun folgende Jahr dahin. Wiederholt bat Gandra flehentlich um die Gnade der heiligen Taufe. Umsonst. Die drohende Nähe ihrer fanatischen Stammesgenossen ließ die Willfährung dieser Bitte als gewagt erscheinen. An die Erlaubnis ihres Oheims aber, die dem französischen Gesetz gemäß

erfordert wurde, war gar nicht zu denken. Es galt also, sich in das harte Schicksal zu finden und auf die Zukunft sich zu verträufen. Inzwischen suchte Hadra, die zur blühenden Jungfrau heranwuchs, immer mehr die trostvollen Lehren des Christentums kennen zu lernen. Ein stiller Zug ihres Herzens führte sie zu dem Wunsche, ewig jungfräulich zu bleiben. Keine christliche Jungfrau konnte mit größerer Sorgfalt und Eifersucht über dieser zartesten Blüte des christlichen Tugendgartens wachen, als die junge Tochter des Propheten. Ihre sonst so sanftmütigen, milden Augen blitzten zornig auf, sobald ein allzufreies Wort, eine unpassende Vertraulichkeit sich

ihr zu nahen wagte. Eines Tages machte Hadra wie gewöhnlich am Ende der Mahlzeit beim Hausgesinde die Runde, um jedem eine Tasse schwarzen Kaffees zu reichen. Faragh, der marokkanische Portier, raunte ein freches Schmeichelwort ihr ins Ohr und faßte sie zudringlich beim Arme. Da aber traf ihn ein Blitz aus den schwarzen Augen; unwillig stieß Hadra des Christlosen Hand zurück und schleuderte ihm den siedend heißen Trank ins Angesicht. Zwei Monate lang lag Faragh an seinen Brandwunden darnieder und hatte so Zeit, über sein unpassendes Benehmen nachzudenken. Ähnliche Züge wiederholten sich öfter.

Schluß folgt.

## Unterhaltendes.

### Zamira.

(Fortsetzung.)

„Nein, nein!“ schrien die Kinder in herzerbrechendem Tone, „wir sterben, wenn der Vater ohne uns fortgeht. Vater, wir lassen dich nicht! Um Gottes willen, laß uns mitziehen!“

Alle Umstehenden wurden zu Tränen gerührt. Selbst Thomas wurde es so weich und weh ums Herz, daß er seine Kinder mit Angestimm an sein Herz riß und sie lange umarmt hielt.

Vater Reichberg zuckte bedenklich die Achseln, und als Thomas ihm einen fragenden Blick zuwarf, sagte er nach einer Pause: „Wir sind alle in Gottes Hand. So bedenklich es ist, so möchte ich doch nicht, daß den Kindern daheim etwas

Übles begegnete, und zudem kann ich sie ja unter meine Obhut nehmen zur Zeit der größten Gefahren.“

„Nun ja, meine Kinder, seid getrost,“ rief Thomas mit sichtbarer Beruhigung; „ihr zieht mit. Gott wird uns leiten nach seiner weisen Vorsehung.“

Der Zug setzte sich in Bewegung. Die letzten Grüße verstummten in schmerzlichem Schluchzen der Zurückbleibenden.

Als die kleine Schar im Lager der Indianer anlangte, erhoben diese abermals ein solches Rennen, Schreien und Gebrüll, daß den Ankommenden Mark und Gebein erbeben. Das sollte ihre Freude bekunden, das galt als Zeichen der Freund-

schaft, der Einigung und der Begrüßung vor dem Antritt des gefährvollen Kriegszuges.

### 11. Ein wildes Kriegsheer.

Kaum war Thomas mit seinen Leuten in das wirre Gemenge der Indianer getreten, so versammelten sich um ihn die Häuptlinge aller Horden, die sich nach ihren Stämmen einigermaßen gruppiert hatten, und es begann nun die Beratung über die Fortsetzung des Zuges und eine möglichst genaue Beobachtung der alten Gebräuche und Zeremonien. Thomas machte ihnen darüber Vorwürfe, daß sie sich in leeren Förmlichkeiten verlieren wollten, die zur Förderung des Krieges gar nichts beitragen; vorerst sei es nötig, den Zweck des Krieges, einen Plan zur Ausführung desselben und die Richtung zu kennen, welche man zu verfolgen gedenke. Dann würden eine gute Oberleitung, Disziplin und Subordination sehr viel zum Gelingen des ohnehin gefährvollen Unternehmens beitragen.

Als Thomas von solch fremdartigen, ja europäischen Dingen sprach, sah man ihn mit mißtrauischen Blicken an und fuhr um so eifriger fort, an der Väter Ordnung festzuhalten, als sonst „Verrat an die Weißen“, wie die Neuerung von ihnen genannt wurde, vermutet werden müsse.

„Wir ziehen ins Land der Weißen bis ans Meer und nehmen Besitz von ihren Städten und Dörfern und verbrennen sie, das ist unser Kriegsplan, das weitere wird sich schon ergeben.“ Das war der Hauptbeschluß des Kriegsrates.

Betrachten wir das Kriegsheer ein wenig näher. Zur Bezeichnung eines Oberfeldherrn konnte man sich nicht einigen; denn jeder Häuptling einer Horde wollte für seine Leute sorgen und jeder tat, wie er meinte, was dem Ganzen fromme.

Die Waffen bestehen vorzüglich aus Flinten, dem Tomahawk oder der Streitart, einem Messer oder einer Keule. Wer keine Flinte hat, trägt einen Bogen mit Keule. Auf dem Tomahawk hat jeder Krieger sein Totem (Schild) abgezeichnet, das gewöhnlich die Figur eines Tieres enthält.

Die Kleider sind sehr verschieden; die meisten aber tragen ihre Mocassins, eine Art Stiefel, kurze Hosen, ein Unterkleid und eine Mütze als Kopfbedeckung. Die Bestandteile dieser Kleider sind gegerbte und ungegerbte Tierfelle, doch tragen sie auch Kleider von einer Art Flachs, der wild wächst und von den Weibern zu einem groben Zeug bereitet wird.

Von einer Aufstellung der Truppen in Reihe und Glied, von einem geordneten Marsche, von einer Ladung in Tempo usw. war freilich keine Rede. Da die Indianer im allgemeinen gute Jäger sind, so verläßt sich jeder auf seine Flinte, stellt sich auf, wo er mit List oder einer natürlichen Brustwehr sich decken kann, ladet und feuert, so schnell er kann. Deshalb ist er aber im offenen Kampfe gewöhnlich ein feiger, unbeholfener Streiter.

Auch der Häuptling hat auf einem solchen Kriegszuge keine andere Gewalt als die, welche sein persönlicher Einfluß ihm verschafft; er muß daher zu Mitteln aller Art seine Zuflucht nehmen, um die Hitze und den Eifer seiner Krieger rege zu erhalten. Diese Mittel bestehen nun in recht abergläubischen Gebräuchen, welche die Führer auf recht erfinderische Weise ausbeuten.

Dieselben finden vorerst ihre Anwendung bei der Einreihung der jungen Krieger. Die drei ersten Male, wenn ein junger Mann in den Krieg zieht, muß er dem indianischen Brauche zufolge man-

cherlei Vorschriften befolgen, von denen die älteren befreit sind.

Der junge Krieger muß sich stets sein Gesicht schwarz annalen, einen Hut oder sonst einen Kopfsputz tragen und den alten Kriegern auf dem Fuße folgen. Nie darf er vor ihnen hergehen; auch ist ihm verboten, sich mit den Fingern den Kopf oder einen anderen Teil des Körpers zu kratzen; hält er dies für nötig, so muß er sich dabei eines Stückchens Holz bedienen. Das Gefäß, woraus er ißt oder trinkt, das Messer, dessen er sich bedient, darf außer ihm niemand anrühren. Solange der Zug dauert und so ermüdend derselbe auch ist, darf der junge Krieger am Tage doch weder essen, noch trinken, noch sich setzen; macht einer von ihnen einen Augenblick Halt, so wendet er sein Antlitz seinem Geburtslande zu, damit der große Geist sehen kann, daß es sein Wunsch ist, wieder in seine Hütte zurückzukehren.

Nachdem diese Vorschriften durch den Mund eines der ältesten Häuptlinge den jungen Kriegern, die nun das erstemal in den Krieg zogen, mitgeteilt worden waren, wurde sofort der Abmarsch des Heeres angeordnet, das diesen Tag in östlicher Richtung nach Rhode-Inseln bis nahe an das Ende der finsternen Wälder vordringen sollte.

Die Häuptlinge sandten daher mehrere Krieger, die der Gegend einigermaßen kundig waren, voraus, um durch Einschnitte in die Rinde der Bäume die Richtung des Zuges zu bezeichnen und am Rande des Waldes den „Buschwaavhummegenahgun“\* zu bereiten, das heißt einen Fleck Landes freizumachen von Bäumen, Gestrüpp oder Gras, auf welchem dann das Ko-zau-hun-zichegun, d. h.

die Zauberoperation, vollzogen wird, durch welche man die Stellung und den Ort, wo der Feind sich befindet oder zuerst angegriffen werden soll, ausmitteln zu können glaubt. An dieser Stelle sollte dann für die erste Nacht auch das Lager errichtet werden.

Inzwischen war das Heer der Wilden bis auf ungefähr 6- bis 7000 Mann angewachsen und gewährte in der That einen schrecklichen Anblick. Alles war nun zum Abmarsch bereit. Da trat abermals ein Häuptling an einer erhöhten Stelle auf und unterwies die Truppen in den allgemeinen Vorschriften, die sie bei dem Zuge zu beobachten hätten, um der Huld des großen Geistes sich zu versichern. Derselben lauten im Wesentlichen dahin:

„Unterwegs setzen die Krieger sich niemals auf die bloße, nackte Erde; sie müssen zum allerwenigsten ein Stück Rasen oder einige Zweige unterlegen, auch soviel als möglich darauf setzen, daß ihnen die Füße nicht naß werden. Können sie nicht umhin, durch einen Morast zu waten oder über ein fließendes Wasser zu setzen, so ist es notwendig, daß die Kleider wenigstens so trocken als möglich bleiben und die Beine mit Blättern und Gras umwickelt werden, sobald sie aus dem Wasser kommen. Nie gehen sie auf einem schon betretenen Pfade, wenn sie es auf irgendeine Art vermeiden können; geht dies nicht an, so reiben sie die Füße mit einer Masse ein, die sie zu diesem Behufe bei sich tragen. Niemand darf über irgendeinen Gegenstand hinwegschreiten, der einem Krieger zugehört, z. B. über ein Gewehr, seine Decke, eine Streitart, ein Messer oder eine Kriegskeule, auch nicht über die Beine, Hände oder den Körper eines Mannes, der sitzt oder liegt. Wird dieses Gebot unvorsichtigerweise übertreten, so muß der, dessen Glieder, Waffen oder Gerätschaften

\* Die vorkommenden fremden Wörter sind der Sprache der Indianer entnommen.

entweicht worden sind, den Mann, welcher sich ein solches Vergehen hat zuschulden kommen lassen, anpacken und zu Boden werfen, und dieser läßt sich dies immer gefallen, wenn er auch der Stärkere sein sollte." Solche und andere Dinge wurden den Kriegern mit äußerster Dringlichkeit eingeschärft.

Der Zug setzte sich in Bewegung. Thomas war zumeist in tiefes Nachdenken versunken. Er suchte, soviel er konnte, mit Pater Redberg zu besprechen, was sie in ihrer Lage tun sollten. An seinem Volke zum Verräter werden? Einen solchen Gedanken hielt er von seiner edlen Seele fern. Mit den ungestümen Horden am Rauben, Morden und Sengen teilnehmen? Das war gegen seinen Willen, und doch konnte er sich unmöglich all den Greueln des Krieges entziehen, ohne in den Augen der Indianer als Verräter zu erscheinen und damit sein und seiner Leute Leben zu gefährden. Den ganzen Tag verbrachte Thomas in solchen Grübeleien, bis der Zug schließlich die Stelle erreicht hatte, wo von den vorausgeschickten Kriegern der Lagerplatz zubereitet worden war. Der Heereszug machte Halt. Nachdem die einzelnen Häuptlinge ihrem Rang und ihrem Alter entsprechend ihre Plätze zur Nachtruhe hatten angewiesen bekommen, legten sich die Krieger, mit dem Gesichte der Heimat zugekehrt, zur Ruhe nieder.

Die Nacht ging ohne Störung vorüber. Mit dem ersten Morgenrot wurde eine Zauberoperation vorgenommen, um zu erkennen, wo und von welcher Seite man den Feind am vorteilhaftesten angreifen könnte; dieselbe ergab, daß der Angriff sich südöstlich gegen Rhode-Island richten sollte. Mit einem wilden Freudengeschrei wurde dieses Ereignis vom ganzen Heere begrüßt, das sofort ausbrach.

Nach einer Viertelstunde war der Saum des Waldes erreicht, offen vor aller Blicke lag die Prärie, und in weiter Ferne stieg der erste Rauch aus den Hütten einiger Kolonisten empor. Mit beflügelter Eile, wie im Sturme fortgerissen, drangen die Horden vorwärts. Ehe das glühende Abendrot verglommen war, schlugen auch schon die Flammen aus allen Hütten der Landbewohner und zweier kleiner Dörfer im nächsten Umkreise zum Himmel empor. Was sich nicht flüchten konnte, wurde ermordet, Vieh und alle Habe, die sich vorfand, geraubt oder den Flammen preisgegeben. Mit dem Anbruch der Nacht gelangte durch etliche Flüchtlinge, die sich retten konnten, die schreckliche Nachricht nach Hartford, daß eine unzählbare Masse von Indianern, die wie Heuschrecken das Land bedeckte, heranziehe, deren Vorhut bereits auf zwei Stunden sich der Stadt genähert habe. „Mord, Raub, Sengen und Brennen,“ das waren die Worte, welche die ganze Stadt zum furchtbarsten Schrecken und Alarm aufriefen.

## 12. Francesco Lopez.

Das erhabenste Bild einer edlen, aufopfernden Liebe erblicken wir in einer guten Mutter. Von dem ersten Hauche des Daseins, der ihr Kind belebt, ist ihr ganzes Wesen seiner Erhaltung und Pflege gewidmet. In innigem Gebete schwingt sich ihr Herz zum Gott der Liebe empor, um dem zarten Geschöpf seine Vaterhuld und seinen Segen zuzuwenden. Sie bewacht jeden seiner Atemzüge, belauscht jede seiner Regungen, und während das geliebte Kind von allen ihm gebrachten Opfern keine Ahnung hat und süß und sorglos dahinschlummert, breitet die Liebe der Mutter ihre Fittiche über dasselbe und schützt und behütet es vor jeder Gefahr. Solch eine edle und ideale Mutter

war Beata, die treue Lebensgefährtin Walterts.

Es waren bereits acht Jahre verflossen, seit das Band einer gottgeweihten Liebe Beata und Waltert zur glücklichen Ehe vereint hatte. Dieselben guten Grundsätze, welche ihre gleichgesinnten Seelen in eins verschmolzen, hatten wie eine feste und unsichtbare Hand sie stets auf der Bahn des Friedens, der Eintracht und Gottergebenheit erhalten. Glück und Reichthum und das Geschenk zweier hoffnungsvoller Kinder, Alfons und Berta, waren der sichtbare Segen eines arbeitsamen, christlichen Lebens.

Seit der Entfernung des Thomas hatte Waltert auch die Baumwollfabrik zu Providence übernommen und zu diesem Zweck die Zahl seiner Arbeiter um viele vermehrt. Unter diesen befand sich auch Francesco Lopez, ein Mann, der sowohl durch seine ausgezeichneten natürlichen Anlagen und seine Kenntnisse, als auch durch seine Schlangenlist und Bosheit und noch mehr deswegen unsere Aufmerksamkeit fesselt, weil er wie ein Vampyr nur von dem Unglück und Verderben seiner Mitmenschen, ja seiner größten Wohltäter leben zu können schien.

Francesco war der Sohn von Paul Lopez, einem Spanier und fernen Verwandten des Fernandez Lopez. Die Familie scheint in den ersten Jahren, als England von dem heutigen Britisch-Amerika Besitz nahm, aus Spanien eingewandert zu sein und später bei Lowell sich angesiedelt zu haben.

Paul Lopez hatte sich im Laufe der Jahre ein mäßiges Vermögen erworben, dasselbe aber durch seine Prozeßsucht bald wieder verschleudert.

Ein besonderer Zug seines Charakters war ein wilder und ingrimmiger Haß gegen die Indianer, die er nur „die roten Hunde“ zu nennen pflegte; denn einer aus ihnen, dem er mehrere Biber- und Bisonfelle geraubt hatte, hatte ihm mit einem Pfeile ein Auge ausgeschossen. Diesen seinen Ingrimmsuchte er auch in das jugendliche Herz seines Sohnes Francesco einzupflanzen, bei dem denn auch seine Absichten ein gutes Erdreich fanden.

Da Francesco neben einem verschlossenen, falschen und heimtückischen Wesen ausgezeichnete Talente besaß, sollte er für das Studium bestimmt werden, und er absolvierte tatsächlich auch die Unterrealschule mit so ausgezeichnetem Erfolg, daß er trotz seiner noch nicht vollen 11 Jahre von Fernandez Lopez, dem reichen Fabrikbesitzer von Lowell, bereits ins Kontor aufgenommen wurde. Bald zeichnete er sich auch da durch seinen Fleiß und seine Geschicklichkeit aus.

Der blasse, tiefsinnige und dabei so geschmeidige Junge mit seinen kleinen, feurigen Augen war eben im besten Gange, der Liebling seines Vorgesetzten zu werden, wäre nicht um diese Zeit Thomas Roziunka mit dem Sohne des Fernandez von der Hochschule heimgekommen; denn bald schon mußte Francesco dem Thomas wegen dessen viel edleren Eigenschaften den Platz räumen. Dieser Umstand wie auch das Indianerblut, das in Thomas' Adern rollte, stachelten ihn zu tödlicher Feindschaft gegen den Neuankömmling an und verleiteten ihn zu dem boshaften Treiben, demselben einen Streich zu spielen, der ihm die Gunst des Fernandez ein für allemal rauben sollte.

(Fortsetzung folgt.)

Dr. Ferdinand Abel. — Die einundvierzigste Schicksalswoche. Von Fritz Nientemper. — Siegesläuten. Von M. Herbert. — Bravo! Bravissimo! Von Doktor Julius Bachem. — Heimkehr an den Rhein. Von Josefine Moos. — Die Religionen in Indien, China und Japan. II. Von Geistl. Rat Prof. Dr. Hoffmann. — Zum Kapitel des Burgfriedens unter den Konfessionen. Von Gesebaur Dr. jur. Heinz Brauweiler. — Schwabinger Journalistik. Von W. Thamerus. — Apriltage im Dien. Von Paul Lingens, Leutnant der Reserve in einem Kavallerieregiment. — Chronik der Kriegereignisse. — Vom Büchertisch. — Bühnen- und Musikrundschaу. Von L. G. Oberländer. — Finanz- und Handelsrundschaу. Von M. Weber. — An Interessenten, welche die „Allgemeine Rundschau“ kennen lernen wollen, liefert der Verlag bereitwilligst Freie exemplare.

**Sanson im Weltkrieg.** Der grimme Philistertöter ist allerdings schon einige taumende Jahre tot. Daß er ein großer Krieger vor dem Herrn war, ist aber männiglich bekannt. Erzählt doch die Bibel Ungeheuerliches von seiner Körperkraft, so z. B. daß er lediglich mit dem Kinbacken eines friedlichen Langohrs bei tausend Feinde in die Pfanne hieb und die Stützen eines von Lustbarkeit vollen gepropften Philistertanzsaales glatt umwarf. Und doch hat jemand dieses Gewaltigen Weg gequert, der ihn, den Löwenzerreißer, in erbärmliche Knechtschaft fetzte, dem Kinder-spott überantwortete. Dieser Rochstärkere war die schwache, aber listige Maid Dalila. Und die hat obendrein nicht einmal viel Federlesens aufgewendet. Man könnt's spielend er-

raten, wenn man nicht wüßte, wie die Geschichte verlaufen ist. Das Traurigste an der Sache war, daß der heerkühliche Israelit nicht bloß sich, sondern auch das auserlesene Gottesvolk in den Unglücksstrudel hineingeriet. — Und die Verwandnis mit dem schaurigen Kriegsgetümmel unserer Tage? Das ist geschildert in einer Samson im Weltkrieg überschriebenen Feldpredigt. Ganz durchgeführt ist das Gleichnis zwar nicht und brauchte es, Gott sei Dank, noch nicht zu sein. Aber in ergreifenden Bildern ist hier die wenigstens bestehende Gefahr ans Licht gestellt, die unsern selbstgrauen Helden von welcher Schürzentilf schlangengleichend droht. Darum sollte diese Feldpredigt wie auch ihre Nachfolgerinnen in zahlloser Menge unsern Heeren in Ost und West zugeführt werden. Geschehen ist schon viel, denn über 2 Millionen der „Stimme der Heimat“ — unter diesem Namen haben die Predigten ihren Ruf erworben — hat die Druckpresse liefern müssen von den derzeit vorliegenden sechzehn Nummern. Trotzdem darf die Ausübung dieses Feldapostolates nicht erlahmen, bis jeder christliche Soldat allsonntäglich eine neue Feldpredigt als eisernen Bestand begrüßt. Die Schriftchen, insbesondere vorbesagte Samsonade, mögen auch auf andere Lebenslagen zu Recht Anwendung finden und darum weiten Volkstreffen ein Spiegel sein. Herausgegeben werden die mit anheimelnder Kameradschaftlichkeit und seelsorgerischem Ernst erfüllten Soldatenansprachen von dem nun schon allbekannten Kriegsschriftsteller Heim. Mohr bei Herder in Freiburg. Der Preis beträgt für 25 Stück 50 Pfennig.

## Niemand versäume den Beitritt und die rechtzeitige Anmeldung in die St. Josef-Bücherbruderschaft in

### Klagenfurt (Kärnten).

Die 21. Jahresgabe, die im Sommer oder Herbst 1915 erscheint, enthält folgende Bücher:

1. **Bunte Bilder** aus dem Reiche der Technik. Ein auch für den kleinsten Mann wertvolles, durch und durch praktisches Buch eines gewiegten Fachmannes.
2. **Die heilige Schrift.** 6. Lieferung.
3. **Bunte Geschichten.** Enthält Geschichten und Bilder von dem jetzigen Kriege.
4. Ein „**Herz-Jesu-Gebetbuch**“. Wird infolge seiner Belehrung und seines reichhaltigen Gebetsstoffes allen Mitgliedern besondere Freude machen.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1916.**

Außerdem können bezogen werden:

6. Der Roman: „**Marienvritter**“ von Felix Nabor. 60 Heller.
7. **Quer durch Nordamerika.** Reisefeldherungen. 60 Heller.

Bei beiden Gaben kann das 6. oder 7. Buch (brachiert) auch an Stelle des gebundenen Gebetbuches gewählt werden.

Jede Jahresgabe zu fünf Bücher, das Gebetbuch gebunden, kostet 2 Kronen 40 Heller, das Postporto für die postfreie Zustellung einschließlich der Verpackung 60 Heller. Name, Adresse und Wohnort sind recht deutlich zu schreiben.

Ist bereits ein Sammler-Mandat für die Bücherbruderschaft im Bestellorte anwesend, so ist es empfehlenswert, sich bei diesem zu melden, ansonst bestelle man einzeln oder trachtet, selbst eine größere Gruppe von Bestellern zusammenzubringen.

— Auch die 20. Jahresgabe ist noch zu haben — sie enthält folgende Bücher:

1. **Die französische Revolution.** Von Franz Bach.
2. **Die heilige Schrift.** 5. Lieferung.
3. **Bunte Geschichten.**
4. **Beten und Leben.** Gebets- und Betrachtungsbuch von P. W. Lerch.
5. **St. Maria- und St. Josef-Kalender 1915.**  
Außerdem können noch bezogen werden:
6. „**Des Nächsten Gut**“ und „**Auf getrennten Wegen**“. Zwei ergreifende Erzählungen in einem Bande. 60 Heller.
7. **Über Erziehung und Umgang mit Kindern.** 60 Heller.

### Unentbehrlich für jedes Mitglied der St. Josef-Bücherbruderschaft

ist die Bestellung des Sprachorganes derselben, der Vierteljahrschrift:

„**Glück ins Haus**“.

„**Glück ins Haus**“ muß von jedem Mitgliede bestellt werden. Es erscheint viermal im Jahre, jedes Vierteljahr zwanglos ein Heft und kostet für Mitglieder jährlich nur 40 Heller, für Nichtmitglieder 80 Heller. Der erste und zweite Jahrgang kann zu den genannten Preisen noch bezogen werden.

# !! Wichtig für Missionsfreunde !!

## Aufstand und Reich des Mahdi im Sudan

und meine zehnjährige Gefangenschaft dortselbst.

Von

**P. Jos. Ohrwalder.**

Da von verschiedenen Seiten Nachfragen wegen des Werkes des allzu früh verstorbenen hochw. P. Jos. Ohrwalder an uns gerichtet wurden, haben wir uns bemüht, die noch erhältlichen wenigen Exemplare zu erwerben. Dank dem Entgegenkommen, das wir gefunden, sind wir in der Lage, eine beschränkte Anzahl dieses höchst interessanten Buches zu ermäßigten Preisen abzugeben. Gebunden in Ganzleinen statt K 6.40 (Mk. 5.50) K 5.— (Mk. 4.30); ungebunden statt K 5.— (Mk. 4.30) K 3.50 (Mk. 3.—).

Erhältlich nur noch im

„Missionshaus Milland“ bei Brixen (Tirol).

## Eine Bitte an Musikfreunde.

Daß die Neger sehr die Musik lieben, ist bekannt. Daher ist es Pflicht des Missionärs, sich hierin beizeiten auszubilden. — In unserem Juwenat, im Xaverianum, haben wir für Musik besonders veranlagte Zöglinge; doch womit lernen? — Wir richten daher an Musikfreunde unter unseren Abonnenten die innige Bitte, uns Musikinstrumente, welcher Art sie auch sein mögen (natürlich brauchbar), für unsere Zöglinge nach Milland zuzenden zu wollen. Sie üben dadurch ein Liebeswerk an den Negern und das heiligste Herz Jesu wird es sicher lohnen.

### 500 Kronen

zable Ihnen, wenn Ihre Hühneraugen, Warzen, Hornhaut Riabalsam in 3 Tagen samt Wurzel nicht schmerzlos entfernt. Preis 1 Tiegel samt Garantie-Brief K 1.—, 3 Tiegel 2 und 1/2 Kronen, 6 Tiegel 4 und 1/2 Kronen. Kemény, Kaschau (Kassa) I. Postfach 12/213. Ungarn. (24)

## Junge Leute

Handwerker, wie Tischler, Schuster, Schneider, Bauernburschen usw. usw.

finden als

## Laienbrüder

Aufnahme im

Missionshaus in Milland  
bei Brixen.